

## Deutsch-Oesterreich und die Deutsche Nation

Von Dr. Richard Bahr.

1.

Vor vier Jahren war's oder fünf: Ostern in Meran. Auf der Promenade die Passer entlang und dann hinauf zum Tappeiner Weg, der nun schon bald um den ganzen Kitchelberg sich windet, wimmelt's von Deutschen aus dem Reich; die großen Karawanen sind gestopft voll von ihnen, zumal von solchen norddeutscher Herkunft. Da faßt die Ortsgruppe des Südmärker-Bundes den Plan, zu einer Versammlung zu laden. Zwischen Flirt, Schrammeln und Würfelspiel den Blick der Stammesgenossen „von draußen“ auch einmal auf die deutsche Not und die deutsche Arbeit da unten zu lenken und, wenn auch noch nicht Kampfgemeinschaft, so doch zum mindesten Teilnahme zu werben für die Probleme, mit denen das bodenständige Deutschtum in des alten heiligen römischen Reiches Ostmark tagaus tag-ein zu ringen hat. Als der Abend kommt, sitzen hoch gerechnet zwei Duzend Reichsdeutsche im Kurhausaal. Die anderen sind Einheimische, Mitglieder des Bundes, des Schutzvereins, des Ortsrates und anderer völkischer Organisationen. Ein junger Innsbrucker Doktor gibt — ich habe die Rede heute noch im Gedächtnis — ein ganz vortreffliches Bild der Entwicklung der deutschen Frage in Oesterreich. Schildert, wie das deutsche Antlitz, das das alte zentralistische Oesterreich zu tragen schien, doch nur Firnis war; wie man sich deutsch gab, weil Deutsch die Sprache der Gesellschaft und der Bürokratie war und die Tore zum sozialen Aufstieg öffnete; wie aber in den nichtdeutschen oder nur zum Teil mit Deutschen besetzten Kronländern die Massen genau so slavisch, nur regungslos, waren wie heute. Und wie dann die wirtschaftliche Entwicklung und die im Dienste ihres Kulturideals von den Deutschen selber geförderte liberale Gesetzgebung diese Regungslosen in Bewegung setze, wie dank der steigenden Bildung das nationale Bewußtsein in ihnen aufwachte, und wie sie mit triebhafter Geschäftigkeit in all die Arbeitsplätze nachrückten, die von den Deutschen bei dem modernen Zug zur Stadt, zur Industrie, zu den höheren Berufen verlassen werden. Keine Staatsgewalt mildert hier diesen dem Deutschtum abträglichen Prozeß, für den es ja auch bei uns im Reich — in der Landwirtschaft des Ostens, beim Bergbau und in der Schwerindustrie des Westens — nicht ganz an Ähnlichkeiten fehlt. Ueberallhin nimmt der Slawe sein nationales Banner mit; wo der Deutsche aber nur die dünne Oberschicht war über slavischem Grund, schwindet, weil die gesellschaftlichen Ursachen fortgefallen sind, nun auch der Anfrisch. Erst da ihnen sinnfällig wird, wie sie täglich ärmer werden, wachen die Deutschen auf und rüsten sich zur Abwehr. Dabei werden Fehler gemacht wie überall, wo man auf neuem, noch nicht erforschten Boden baut; manche Stütze, auf die man gerechnet hatte, versagt und muß verworfen werden, dann wird Neues versucht, wieder verworfen und abermals von frischem versucht. Bis man einstweilen das Rechte gefunden zu haben glaubt, bis Deutsch-Oesterreich „durchorganisiert“ ist und Schutzvereine und die wunderbar elastischen Volksräte Sudeten- und Alpendeutsche zu gemeinsamer völkischer Arbeit nach den gleichen Grundsätzen einen. Das eine Problem wenigstens ist in der Hauptsache nun gelöst: die Sprachgrenzen stehen fest. Da ist über Verlust und Abfall nicht mehr zu klagen. Das andere freilich, das ungleich schwieriger — der Schutz der Minderheiten im geschlossenen Sprachgebiet — harret noch immer der Lösung.

Das alles ward lebhaft und packend, mit der natürlichen Beredsamkeit des Alpendeutschen vorgelesen. Man konnte, ich wiederhole, in der kurzen Spanne einer Vortragsstunde keinen besseren Ueberblick über die südsüdösterreichischen Kämpfe geben; nicht schärfer aufweisen, wie alle diese Dinge doch zugleich auch den Lebensnerv des im Reich zusammengeflochtenen Großteils der Nation berühren. Aber die Reichsdeutschen im Saale schienen unbewegt. Sie schmauchten behaglich vor sich hin, tranken ihr Bier und gingen. Dann, auf dem Heimweg durch die sternklare Frühlingsnacht meinte überlegen abweisend der eine von den beiden Sitzgenossen, die ich mit Mühe in die Versammlung gelockt hatte: „Daß die Leute auch noch zum Schluß die Nacht am Rhein fangen!“ Der andere aber sprach wie aus tiefem Innern: „Das Pilsener in der „Sonne“ ist aber doch entschieden besser . . .“

Das ist kein zufälliges Erlebnis; diese reichsdeutsche Teilnahmslosigkeit ist typisch. Sie war's vor dem Krieg und sie ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Anfangs schien es eine Weile, als führten wir wirklich einen „deutschen Krieg“; einen, bei dem als stolze Frucht ein engerer geistiger, wirtschaftlicher, sachlicher Zusammenschluß der nicht erst 1866 getrennten Teile der deutschen Nation sich ergeben würde. Vielerorten erwachte das Interesse für die Donaumonarchie, die man nun erst eigentlich bei uns entdeckte. Leider zeigte sich nur zu bald, daß man auch bei diesen allzu späten Erleuchtungen bloß die Oberfläche wahrnahm. Man glaubte an Hermann Bahrs „Oesterreichisches Wunder“ und drang so überhaupt nicht zu den Grundtatsachen, den vielleicht unerfreulichen, aber einmal nicht wegzuscharmukterenden des österreichischen Lebens vor. Für Deutsch-Oesterreich war die wirtschaftliche Annäherung eine Volksbewegung, das Mittel, mit den Wirtschafts- auch die Lebensformen ineinanderzuschmelzen; uns ward sie zu einer Sache kühl geschäftlichen Rechnens, zu einer zumelst nicht im Still weitsehender königlicher Kaufleute behandelten Bilanzfrage. Jeder Vater aber und jede Mutter, deren Sohn im Felde unliebsame Erfahrungen mit Kroaten und Panduren, Slowenen, Tschechen und Slowaken gemacht hatte, predigte statt der Anlehnung die Ablehnung. Denn das geliebte Kind, das draußen vor dem Feinde stand, hätte doch selber geschrieben: so wären „die Oesterreicher“ und nicht anders. Und doch war das Schlimmste, weil das Schmerzlichste und am meisten Unklar-

heit und Begriffsverwirrung Mehrende die Haltung der Wissenschaft und der Staatstheoretiker. Schon vorher hatten Razel, Kirchhoff und Meinecke die ansehbare Lehre formuliert, daß der Staat der höhere Begriff sei, dem völkische Wünsche, Sehnsüchte, Belange untergeordnet wären, und die Bevölkerung des zufälligen historischen Staates, unbekümmert um Rasse, Abstammung und Sprache, die Nation darstellte. Jetzt mühten sich im Verein mit Wiener Offiziösen und sozialdemokratischen Federn auch reichsdeutsche Forscher um den Nachweis, daß der Nationalstaat ein überlebensfähiges Gebilde der Vergangenheit sei, und Friedrich Meinecke prägte, indem er den „Staatsnationalismus“ pries, dessen Träger alle Nationalitäten eines Staatsverbandes zu sein hätten, den Satz: „Staatsverband muß über Volksverband gehen“. So wurden noch mitten in dem Weltkrieg, der zum erstenmal wieder seit hundert Jahren alle deutschen Stämme in dieselbe Schlachordnung eingefügt hatte, die Deutsch-Oesterreicher von neuem aus der Gemeinschaft deutscher Nation verwiesen. An den Fingern einer Hand aber waren die Männer zu zählen, die bei uns der Leistung nachsannen und sie zu werten verstanden, die die deutsche Bildung Oesterreichs, das Staatsgefühl belebend, die Lauen mit fortreisend und sich selber bis zum Weißbluten opfernd, in Kampf und Organisation für das Gesamtdeutschtum vollbracht hatte.